

Die Söhne.

Erzählung von Hans Palmer.

Das kleine Café drinnen am Hofen war strahlend hell erleuchtet, und raube Männerstimmen überdrönten fast die Weisen der kleinen Musikpelle, die in der Nische unter ein paar Palmen spielte. Ein kleiner fetter Philippine, die Brust entblößt und glühende Schweißtropfen auf seinem braunen Nacken, strich den Bogen mit einer Behemung, als ob sein Leben von den Bewegungen abhänge. Von draußen kam über das Wasser der schwache Widerhall spanischerlieder, wenn irgendein Vergnügungsbote mit dunkelgelben Frauen und jungen Männern an Bord den Hofen von Manila freute.

Doch die vier Männer, die in der Ecke des Cafés beim Kartenspiel saßen, waren taub und blind für alle diese Dinge. Der alte Tobaksqualm, der sie einhüllte, schien sie für alles andere unempfindlich zu machen, außer dem Aufstöhnen der Karten beim Vertreiben und dem schmerzlichen Blick des Partners.

Der eine war ein großer, plumper Amerikaner mit glattrasiertem Gesicht und einer dicken Gigarette in dem einen Mundwinkel. Ihm gegenüber saß ein Philippine mit dunkeln Haaren und glänzenden schwarzen Augen. Die anderen beiden waren Engländer von der Sorte, wie sie der Osten anlockt und am Ende zu ruinirten Männern macht.

Nicht als ob Beverley irgendwo ein „ruinirter Mann“ wäre. Vollbrütig und breitschulterig, hatte er das Aussehen eines Mannes, der es mit der Quere aufnimmt, der ihm in die Quere kommt. Aber der Jüngling ihm gegenüber hatte schlaffe Hüfte und wässrige blaue Augen — vielleicht eine aufrichtige, ehrliche Haut, aber krank durch und durch. Gerade jetzt fiel das Licht auf sein zartes, bleiches Gesicht und zeigte die Spuren der Auszehrung.

„Mein Erbd“, brummte Beverley, nach den Karten greifend. Der Jüngling erwiderte etwas, und seine Augen belamen ein wildes Feuer.

„Was ist das?“ schrie Beverley und sprang auf.

Die Musik brach mit einem wilden Afford ab, und zwei oder drei Vorübergehende blieben stehen und sahen nach der Gruppe hinüber. Jemand hinter der Schutzwand lachte, und der Schall durchdrang unheimlich die Todtenstille. Es lag etwas Unheimliches, dumpf Brütendes in der Luft. Heister kam es von des Mannes Lippen:

„Du hast betrogen! Laß mich Deine Karten sehen!“

Die beiden Männer standen sich gegenüber, die zwei Augenpaare brannten ineinander. Es war, als ob sie nichts kannten, als den widerstehenden Haß, der seit ewigen Zeiten zwischen ihnen bestanden hatte. Dann kam ein stidelnendes Wort von des Jünglings Lippen, das Beverleys Weidenhaft hell aufflammen ließ und einen Nebel vor seine Augen legte. Er hob seine Hand, und dann gab es einen kurzen, scharfen Krach, der die Decke zu gespaltener schen.

Irrendwo in einer Nische schrie ein Mädchen auf. Eine unheimliche Stille folgte, in der die Leute stief und erhardt wie traumbehangene stehen blieben. Dann, als sich der Rauch verzog, fiel des Jünglings Kopf auf den Tisch; sein Arm warf ein Glas Wein um, dessen Inhalt langsam auf die Erde floß und dort eine blutrote Lache bildete. Beverley war erstickt, nur in seiner Kehle saß ein dicker Knoten, der ihn zu ersticken drohte.

„Mein Gott“, schrie er auf, „was habe ich gethan?“

Aber der Amerikaner drängte ihn durch die Menge und redete mit ruhiger Selbstsicherheit auf ihn ein: „Was konntest Du anders thun? Wahrscheinlich bist Du solche Szenen noch nicht gewöhnt. Ich würde weiter kein Wort verlieren über solch einen Menschen, der die Welt mit seiner Anwesenheit belästigt.“

Die Menge drängte sich aus den anderen Räumen herbei und umfand den Tisch. Der zurückgebliebene Spieler setzte unterdessen mit lebhaftem Interesse die Angelegenheit auseinander; und dicht dabei bestrebt der dicke Mustang seinen Violinbogen mit Harz, als ob ihm nichts interessirte, als das Wiedererscheinen der Musik. Von hinten zwängte sich ein Schmuggler durch die Zuschower, jeden energisch beiseite schiebend.

„Was ist los?“ schrie er. „Was da!“

Der kleine, untersehte Eigentümers des Cafés versuchte mit bestirntem Gesicht, die Menge zu beruhigen, und überall rief man nach dem Mann, der den Schuß abgegeben hatte.

Aber unten durch die dunkeln Gassen irrte Beverley, verfolgt von der wilden Menge, und seinen anderen Gedanken im Kopf, als eine mächtig große Gestirne zwischen sich und jenen Ort zu legen, wo des Jünglings Kopf so dumpf auf den Tisch gefallen war.

das Portal, und immer noch hörte man das Krachen der Räder auf dem Kiesweg. Die Wälle im Chertingtoner Hause veräummte niemand gern, denn man unterließ sich dort vorzüglich. Die jungen Männer sagten nichts, aber heimlich dachten sie alle an Alice. Und heute war Alice mündig geworden.

Sie stand mit leuchtenden Augen in einer Ecke des Empfangszimmers, und der ganze Chiffon-Einsatz über ihrem Busen zitterte leise. Sie war groß und schön und hatte ein Paar wundervolle, wohlgeformte Arme. Man konnte es begreifen, daß die Jünglinge mit den glatten Gesichtern sich um sie schauerten, wie sich etwa die Frauen im Frühjahr vor dem Fenster eines Modeschäfts ansammeln. Aber sie schien für seinen einzigen einen Blick zu haben.

„Es ist awedlos“, sagte einer, indem er sich abwandte und zum Tanzsaal schritt. „Ihre Tanzart ist voll.“ Sein Begleiter hieterte nach dem breiterschulterigen, glattrasierten Mann, der sich mühsam seinen Weg durch die Menge bahnte.

„Niemand hat einen Blick bekommen, seitdem der Burdsche hier ist“, brummte er.

Beide drehten sich um, um den Eingrindling genau zu beobachten. In seinem Gang lag etwas Selbstbewußtes, Herrisches, und die blendende Weiße seines Frachembes betonte noch die frischbraune Farbe seines Gesichtes. Sonst war nichts Bemerkenswerthes an ihm außer den lebhaften grauen Augen und dem stark ausgeprägten Kinn.

„Wer ist das?“ fragte der erste. „Ich kenne ihn nicht.“ „Ich kenne ihn nicht.“ „Was ist das?“ fragte der zweite. „Ich kenne ihn nicht.“ „Was ist das?“ fragte der dritte. „Ich kenne ihn nicht.“

„Ich glaube Beverley. Erst drei oder vier Monate hier. In Cromer trafen sie sich, und seitdem —“

Ihr Gespräch verknüpfte, als die ersten Töne eines Walzers aus dem Balksaal herübertrugen, und ebenso plötzlich löste sich der dicke Knäuel von jungen Männern um Alice. Schöner denn je erschien sie Beverley heute Abend, als sie ihm mit leuchtenden Augen entgegen sah. Das Leben hatte ihn raus angefaßt und sie hatte er das sanfte Strahlen einer Frauenhand kennen gelernt; so trieb ihn jetzt dieses Mädchen das Blut heißer durch die Adern.

„Ich dachte, Du würdest heute gar nicht mehr kommen“, flüsterte sie. Niemand hätte Alice bisher nachsagen können, daß sie empfindsam gewesen wäre; aber bei seiner Berührung flüßte sie, wie sie zitterte.

„Nichts in der Welt hätte mich abhalten können, heute Abend zu kommen“, sagte er leidenschaftlich. „Ich hatte Angst, Du könntest schon alle Tänze vergeben haben.“

Sie zeigte ihm ihre Tanzart und lächelte. „Sieh her, vier habe ich reservirt. War das nicht aufmerksam von mir? Dieses ist einer davon.“

Er sagte schnell: „Ich möchte jetzt nicht tanzen können wir uns nicht draußen irgendwo hinfsetzen? Seit einer Woche habe ich Dich nicht gesehen, und ich habe so viel mit Dir zu besprechen.“

Sie führte ihn zu einer Nische, wo unter Palmen eine kleine Bank verborgen war. Leise klang vom Balksaal die Musik herüber, und die Blätter der Palmen säckelten mühelos in das erlöste Gesicht des Mädchens. Die Hände läßt sie im Schöße, sah sie mit niedergeschlagenen Augen da. Während Beverley sie heimlich betrachtete, schien es ihm, als sehe seine Vergangenheit eine Schranke zwischen ihn und das süße, unerschuldliche Geschöpf an seiner Seite. Er wollte ihr sagen:

„Meines Mädchen, ich liebe Dich von ganzem Herzen. Mein Leben vor Grund und Boden vergiftet, aber Du hast es wieder gut und schön gemacht. Kannst Du lernen, mich zu lieben, Alice?“

Aber irgend etwas preßte ihm die Kehle zusammen und ließ ihn die Worte nicht aussprechen. Es war das Bewußtsein dessen, was hinter ihm lag, was ihm die Zunge lähmte, und er zögerte, sich von anderen Dingen zu sprechen. Plötzlich blieb sein Blick auf dem Medaillon an ihrem Hals hängen.

„Wessen Portrait ist das?“ fragte er höflich.

Sie nahm das Gehänge in die Hand und sagte leise: „Mein Bruder Len. Habe ich Dir noch nicht von ihm erzählt? Er war nur zwei Jahre älter als ich.“

Eine dünne, scharfe Linie bildete sich zwischen seinen Augenbrauen, als er sich bemühte, eine Erinnerung nachzurufen.

„Mir ist, als wäre mir das Gesicht bekannt. Er muß Dir wohl sehr ähnlich sein.“

„Ich weiß es nicht“, sagte sie leise. „Es ist schon so lange her, daß er von uns ging, und seit Jahren haben wir nichts von ihm gehört.“

Einen Augenblick war es ganz still, die Musik war verstummt. Aber dann kamen die Paare lachend und plauschend vorüber, und die helle Stimme eines alten Herrn, der seinem Begleiter einen Blick erzählte, überdrönte die anderen. Alice schreckte auf in ihrem Winkel.

„Da kommt dieser Jüngling“, sagte sie. „Er hat meinen nächsten Tanz; ich wollte, ich könnte ihn übergeben.“

Dann sah sie Beverleys Gesicht. „O, was hast Du?“ schrie sie auf.

Aber er riß sich mit Gewalt zusammen. „Nichts“, sagte er; „nur das Stechen einer alten Wunde. Sieh doch, der Jüngling sucht Dich. Ich werde ihn herbeiführen.“

Und, sich entschuldigend, sprang er auf und eilte dem jungen Manne nach. Das Mädchen blickte nach der entschwindenden Gestalt, und ihre Augen schimmernden feucht, während sie mit ihrem Fächer auf das Sofa schlug.

„Er liebt mich doch nicht“, sagte sie zu sich. „Was für eine Thorin war ich, mir einzubilden, daß er mich liebt.“

Nach Erfüllung seiner Mission hatte Beverley sich bei dem Gastgeber entschuldigend und das Haus verlassen. Er wanderte eine zeitlang ziellos durch die Straßen, nur mit dem einen Gedanken beschäftigt, daß jetzt alles aus sei. Ein entschuldigendes Schreden traf an seinem Inneren; noch nie hatte ihm sein Verbrechen so lebhaft vor Augen gestanden wie heute. Er hatte ihren Bruder getödtet — Aliges Bruder.

Ganz unbedenkt winkle er einen Wagen heran und gab dem Fuhrer seine Adresse. Das eine stand fest, er mußte England so bald wie möglich verlassen, mußte die Liebe aus seinem Herzen reißen und jede Erinnerung daran abtöden. Er fühlte, daß es die Hand der Vorsehung war, die ihn jetzt würgte. Bis hier war er ihrem Griff entflohen; er war in ein anderes Land entwichen, wo ihm das Glück hold war und ihn vorantreiben ließ. Aber sie hatte im Dunkeln auf ihn gewartet, und jetzt, wo er mit allem Fahren am Leben hing, hatte sie ihm mit eisernem Griff gepackt.

Der Wagen rollte schnell durch die nächtlichen Straßen, und die Lichter der Straßenlaternen leuchteten über Beverleys bleiches Gesicht. Plötzlich hielt er mit einem Ruck an, und eine kleine Anzahl Leute umfanden ihn. Beverley kopfte mit dem Stock an das vordere Glasfenster, denn er hatte keine Lust, sich aufhalten zu lassen.

„Was ist los?“ rief er. „Nicht viel, Herr; ein Mann liegt auf der Straße. Er scheint aber nicht schwer verletzt zu sein.“

„Bringen Sie ihn hier in den Wagen“, sagte Beverley kurz. „Neben mir wohnt ein Arzt, der kann ihn verbinden.“

Ein magerer, schlächter gefiederter Mann mit einem blonden, struppigen Bart wurde hineingeschoben, und die Drohkopf rollte weiter. Zu Hause angelangt, gab er seinem Diener Auftrag, für den Mann zu sorgen und ihn nach oben, um zu baden. Sein Gesicht nach oben, um zu baden. Sein Gesicht nach oben, um zu baden.

„Ich habe nicht viel zu tramen, denn er hatte nie Vergnügen daran gefunden, eiteln Land und seinen Freunden zu sammeln. Ueber seinem Toiletteglas hing eine kleine Photographie von Alice, die er selbst einst in Cromer aufgenommen hatte. Sie trug ein leichtes, weißes Sportkleid, die Arme waren zurückgeschoben, und in ihrem Augen lag ein lustiges Zittern, während sie ihr Ballet zum Schluß bereit hielt. Ein Schatten überzog ihr Gesicht, als er das Bild in die Tasche legte. Er konnte das nicht zurücklassen.“

Eine Stunde später ging er hinunter und traf seinen Diener auf der Treppe.

„Der junge Mann ist befragt, Herr“, sagte er.

„Er hatte nur eine blutige Schramme an der Wade und er mußte rasirt werden, bevor ihn der Arzt untersuchen konnte. Ich gab ihm die Adresse, wie Sie angeordnet hatten.“

Beverley nickte und ging nach dem Bazarzimmer. Als er die Thür öffnete und den Mann erblickte, der dort saß, blieb er mit einem leichten Aufschrei stehen. Denn das war nicht mehr der schlächte, bärtige Mann, der jetzt aufstand und ihm entgegenging. Er sah in das Gesicht, das ihn in seinen Träumen verfolgt hatte.

„Gott im Himmel!“ rief er heiser. „Das ist der Jüngling! — der Jüngling, auf den ich spottete!“ Chertiton verstaute, die Situation zu verstehen. Eine zeitlang starrte er Beverley wortlos an. Dann sagte er:

„O, ich glaube, wir haben uns schon gesehen, wenn nicht auch Ihr Name entfallen ist. — Aber jener Schuß tödtete mich nicht. Mandmal, wohl Gott, habe ich es seitdem schon gemerkt!“

Seine Lippen umspielte ein bitteres Lächeln. Dann betrachtete er mit zynischem Blick die reiche Einrichtung, die kostbaren Bilder, das glänzende Silber und die kunstvoll anderen Zeugen einer üppigen Wohlhabenheit.

„Sie haben anscheinend Glück gehabt. Ich — bin unter die Räder gekommen. In einem schwarzen Augenblick, vor ungefähr einem Monat, suchte ich meine Heimath wieder auf, aber — ich war nicht in der Verfassung, um vor meine Verwandten hinetreten zu können. Jetzt warte ich auf eine Gelegenheit, um wieder zu verschwinden.“

Aber Beverley packte ihn bei der Schulter. Jemand etwas würgte ihm im Halse, und es währte lange, ehe er Worte fand:

„Machen Sie keine Dummheiten, Mensch! Ich dachte, ich wäre Ihr Bruder und ich bin jetzt verantwortlich für Sie. Sie sind noch jung, und ich kann Ihnen wieder auf die Beine helfen — ich bin der Mann, der das erste Anrecht darauf hat.“

Er sprach abgebrochen, rudweise, denn ein Gedanke bewegte ihn übermächtig; daß ihm das Leben jetzt schenken würde, was es ihm bisher vorenthalten hatte — Söhne, Seelenfrieden und — Alice.

Diga.

Novelle von Erich von Raumer.

Hauptmann von Giebler heirathet. Die Auction ist ein Unternehmen, das im beiderseitigen Verstande steht. Das Mobilien wird auf Restzahlung gekauft. Und so oft es nur angeht, wird irgend ein Fond unter irgend einem Vorwand angebohrt.

Das Geld verwalter der Hauptmann. Am Ersten jeden Monats theilt er das Budget in verschiedene Zweige, legt sie nach ihrer Größe in Cigaretten- und Zündholzschachteln an und ermächtigt in bequemer Stimmung die Möglichkeit etwaiger Ersparnisse. — Am zwanjgsten machen die Schachteln untereinander Ansehen. Dann bricht ein Run aus.

Der Haushalt ist bescheiden. Wein, Dessert und was es noch sonst an überflüssigen Genüssen des täglichen Lebens gibt, sieht man auf Gieblers Tisch selten. Das Fleisch wird homöopathisch verabreicht. Milch und Küllerrüchste preist man als Lebensverlängerer.

Außer dem primitiven Offiziershaushalten — hält sich Frau von Giebler, geborene Baronin K. ein Dienstmädchen, bügelt und fegt selbst, näht die Kleider für sich und die Kinder, wobei ein zitterndes Berührungssystem von Groß und Klein eingehalten wird.

Nach außen hin spielt sie jedoch die Dame, die bahig keinen Finger rührt, auf dem Sofa sich, Romane liest, Bonbons knuspert, den Garten und die Kinder zum Handfuß beschließt. — Nichts merken lassen, das ist die Devise im Hause Giebler.

Nach vielen Jahren des mühevollen Exportimportheils, der bangen, ruhelosen Verfürchtung: „Wird's nicht?“ — und der zitternden, beseligenden Erwartung: „Wird's?“ — sonnt man sich endlich im Glanze der Oberstwürde und knüpft an die neue Lage taufend fidele Hoffnungen auf ein neues angenehmes Leben.

„Jetzt müssen wir repräsentiren ... es geht wohl nicht anders!“ meint die Frau Oberst. Dabei fängt sie, wie man das Schwarzweibchen, darin sie als Neudemäthle ihrer Antirettibeseude gemacht hat, modernistiren könnte. Mit Grazie vollführt sie eine großartige Salongebärde, als hände sie bereits im Kreise ihrer Gäste und steht sich im Geiste von diesen verachtend beneidet. Und der freigegebene Oberst, in dessen Gesicht die Sorge ihr Tagebuch geschrieben hat, lächelt wehmüthig und nicht, halb zu stimmend, halb geblüht.

Die Repräsentation besteht in diesem Falle zwar nur aus einigen fünf-Uhr-Thees, Picnics, auf Landpartien, dem Besuch der ärarischen Feste. Immerhin kostet es viel Geld, und Giebler zitt voll Kummer über seinen Cigaretten- und Zündholzschachteln.

Die Hoffnung für die ganze Familie sehen die Eltern in Diga, die Waise. Sie ist zu einer Schönheit herangewachsen, ist liebenswürdig, heiter, geistreich — vielleicht zu geistreich — und wird unter den besten Partien wohl nur zu wählen haben.

Als Diga das Apeum absolvidt hat, raten die Lehrer dem begabten Mädchen ein höheres Studium an und finden ihre begeisterte Zustimmung.

„Ach, wie unansehnlich!“ sagt die aristokratische Mama und besonnt Märgen. — Und nachher schüttelt auch der Papa sein ergrautes Haupt und meint: „Kein, nein ... das geht nicht ... eine Oberstentochter ... ich bitte!“

Es wird Diga aus der Schule genommen und in den weltbedeutenden Balksaal geführt. —

Auf einem Kränzchen ist's. Diga tanzt als Bonbon. Sie hat das Recht selbst erkennen und es aus Rosa Gold, gefärbigtem Seidenpapier und Goldblenden billig verfertigt. Die anderen gehen in Sammt und Seide. Dennoch ist sie die Königin des Festes.

Nach der Polonaise wird ihr Oberleutnant Ballen vorgefellt. „Nicht tanzen ... lieber plaudern!“ bittet der junge Offizier und faltet die behandschuheten Hände, als die Musik den Walzer intonirt. Und Diga nicht, läßt sich in den kleinen Hahn führen, darin die Kaiserbüste steht und durchplaudert mit ihm eine Quadrille und zwei Rundtänze.

Ballen besitzt die Gewandtheit des Weltmanns. Er hat viel gelernt, fremde Länder bereist, versteht angenehm zu plaudern, und sein Wesen löst voll Güte. Aus seinen Worten löst eine tiefe Bewunderung für das schöne Mädchen und die Freude dieser Begegnung. Die Redepausen durchzittert eine tödtliche Stillschimmung, eine unbestimmte Sehnsucht. — Und dann ist es mit einmal, als flüßte eine kühle Welle über sein Gemüth. Alles, was das Leben an Festigkeit und Ernst in ihn hineingetragen hat, wird weggespült. Leichtlebigkeit und Leichtsinns schäumen empor, und ihre öde Oberfläche ist voll spielerischer Gedanken und armerlicher Gefühle. — Und im nächsten Augenblick ist der warme Herzenssturm wieder da, schleichend und schmeichelt sich allmählich in Digas Seele ...

Als der Föschung zu Ende ist, ist Diga Ballens Braut. „Das ist doch keine Partiel!“ jammert die Oberstin. „Kein Generalstüber ... nicht einmal von ... mon Dieu, ce n'est rien!“

Papa Giebler spricht über die Kauktion. Mit größter Delikatesse geht man an's Werk, entscheidend sich gegenständig, das ein Selbsthema bezieht, schließt man den Kern der Sache, macht Andeutungen, versteht sich nur halb und weiß endlich doch, daß der Oberst nur einen Nothpfeifen besitz, und Ballen einen alten Onkel zur Verwandtschaft zählt, der ihn in's Herz geschlossen, ihn zweimal auf Reisen geführt hat und dessen Erde er mit aller Berechnung erhofft.

Nach achtmonatelangem Brautstand stirbt der Erbkont. Unverleibte ist der Sohn seiner Wittwischafflerin. Das Regat für den Oberleutnant besteht in einer Schließfeste mit ungemüthlichem Mantel, einer altmodischen Civilgarbetrobe und zehn Bänden Kriegsgeschichte aus der theerenistischen Zeit. Die Verlobung wird gefällig.

Ballen nimmt zitterndes Abschied von Diga, versichert ihr, daß er sich des Lebens nie mehr freuen werde ohne sie, schmägt das Schicksal und läßt sich transferriren.

Diga ist zu Lode getroffen. Ein kaffener Niß geht durch ihre Seele. — „Start kein ... mit Gemalt sich an etwas anflammen ...“ sagt sie das tapfere Mädchen und versucht, einen neuen Weg durch das Leid zu bahnen. Sie tramt ihre Bücher hervor und verzärt ihre Gedanken in die Wissenschaft. Jede Minute, die der Haushalt ihr läßt, wendet sie auf selbstauferlegte Aufgaben. Und gar oft sinkt ihr Kopf kraftlos auf die Polikanten, und der zurückgebämmte Schmerz bricht in Seufzern und Thränen los.

Ihr Enfschluß steht fest. Sie ist noch jung, kann sich noch einmal auf die Schulfahrt setzen. Stubiren will sie, frei, unabhängig sein und ein Leben zum allgemeinen Nutzen beginnen.

„Mith sie mit dieser verrückten Idee nie aufhören!“ winkelt die Oberstin und gebärdet sich wie eine Schwärzente. — Und der Oberst schüttelt sein ergrautes Haupt. So böse stände es noch lange nicht, meint er. Ueber die unglückliche Geschichte mit dem Oberleutnant werde Gras wachsen und Diga könne noch die beste Partie machen.

So sitzt denn Diga noch weiter zu Hause, arbeitet oft wie eine Magd, thut nach außen vornehm, sieht die Schwester zu einem betrahtsfähigen Mädchen heranzuwachsen und wartet sticht noch auf den Mann.

Diga ist noch immer schön, aber an ihrer Seite schreitet die blutjunge Schwester mit den todeten Augen, dem Temperament eines Zeuseichens und zieht alle Wiede auf sich.

Dennoch ersticht eines Tages das unbeschäftigte Glück bei Diga: Herr Landesgegrichtsrath Baron Seidel. Die Eltern sind glücklich. So was ... und Diga, die Dreißigjährige, auf die man keine Stellung mehr gefehlt hat ... die Stellung ... und ein Baron ... glänzend, glänzend! Sie können sich gar nicht fassen.

Baron Seidel ist achtundfünzig Jahre alt, Wittwer mit drei Kindern, vermögenslos und seine rothe Nase gibt Anlaß zu allerlei Vermuthungen.

Diga weigert sich, meint, sie ist zu alt für den Mann. — „Ist sie denn von Sinnen!“ und abgesehen von allem andern, möge sie doch bedenken, daß die Schwester heuer in die Welt geführt werde. Den einen Bruder müsse man endlich die Schulden zahlen, der andere sehe vor

der Ausmusterung. Das alles koste Geld. Diga habe daher die Pflicht, die Eltern zu entlasten und endlich einmal selbständig zu werden.

So wird sie Baronin Seidel und führt das Leben weiter, darüber die Devise steht: „Nichts merken lassen.“ Sie ist die Gattin eines verlappten Trunkers, die Mutter von Kindern, an denen sie keinen Theil hat, eigentlich die Magd fremder Leute. Vor der Welt aber ist sie die Baronin, die beneidenswerthe Frau Rath, eine der ersten Damen der Gesellschaft.

Baron Seidel hat eine heille Schuld zu tilgen. Ein Wechsel ist fällig, darauf sein Ehrenwort steht, und da er nicht bezahlan kann, steht mit dem Ehrenwort auch seine Stellung, die Existenz seiner Familie auf dem Papier.

Er will das Geld borgen, aber die Gläubiger haben schon genug geliehen. Sie geben nichts mehr her, und die Freunde aus der Gesellschaft behaupten stief und fest, nichts zu begeben und werden dabei merkwürdig ernst und zurückhaltend.

Der Tag der Schuldentilgung ist da. Eine nervöse Hast und Unruhe bemächtigt sich des Barons. Die Gläubiger kommen. Seidel läßt sie Platz nehmen. Er ist sehr höflich mit ihnen. Dann zieht er die Uhr, entschuldigend sich wichtiger Amtsgeschäfte wegen, verspricht, das Geld bis zum Abend zur Stelle zu schaffen und geht.

Athemlos rennt er von Haus zu Haus. Sein Kopf brennt, seine Hüfte wanken. Verzweifelt jagt er durch die Parkanlagen in den Wald, schießt sinnlos an den Baumstämme, schüßt sich an den Zweigen die Haut ab und fällt auf den schlüpfrigen Moosboden nieder.

Er hat die Empfindung, daß die Gläubiger hinter ihm her sind, daß sie näher und näher kommen. In ihren schmutzigen Wucherklauen halten sie seine Ehre und die geirrenden Wäuler greifen auf sein kostbares Gut.

Von Angst geblöht, taumelt er weiter. Nüchlich hört er Stimmen — in unmittelbarer Nähe. Er flucht. Es brüchdakt ihn. Eine furchtbare Schwäche kommt über ihn. Seine Arme umklammern einen Baum. Das Gesicht steht voll Schweißperlen.

Im nächsten Augenblick fährt seine Hand in die Rocktasche und ein Schuß — kurz und scharf — knallt durch die Luft ...

Man bringt Diga die Todesnachricht — langatmig, umschweifend, ohne ihre Einzelheit zu erparren. Diga ist wie gelähmt. Und seine Kinder weinen, legen die Köpfe in den Schooß der fremden Mutter.

Der Oberst bringt sein warmes Empfinden. An seiner Brust beklagt die junge Frau ihr verunglücktes Leben. Mit zitternder Hand fährt er über ihr Haar. „Mein Kind — mein armes Kind ...“ sagt er voll quälender Selbstanklagen.

Auch die Mutter kommt — entsezt, empört. „Nichts merken lassen, liebe Diga, und als Beweis für die brillanten finanziellen Verhältnisse etwas operren. Persianerzude kaufen ... den Vereinen beitreten ... später Adelzloge im Theater. Der arme Franz war hochgradig leidend ... wüthte nicht, was er that, sonst hätte er sein sorgeloses Leben nicht beendet ... versteht Du? Im übrigen ... Trag die Wittwenhaube mit Würde und vergiß nicht Deine Position als Baronin ... das sicher Dir am ehesten eine Partie ...“

Diga hört kein Wort. Sie neigt sich zu den armen verlassenen Kindern, die soziale Stellung, abtäglichen Namen und keinen Heller Vermögen ihr eigen nennen und gelobt im Stillen, ihr trauriges Leben daran zu wenden, sie zu gefunden, freien Menschen zu erzziehen.

Das Reimlexikon.

Das Pariser Carnavalet-Museum birgt ein merkwürdiges Buch, das Reimlexikon, dessen Francois Coppel bediente. Der phantastische Dichter hätte es wohl nicht nötig gehabt, seine Aufmerksamkeit dieser Reimlexikon Dichtertage zu nehmen; als ihn ein Freund eines Tages in seinem Heim in der Rue Duoino besuchte, sah er auf dem Arbeitstische Coppel's das Reimlexikon von Landais liegen. Die abgegriffenen Seiten zeigten, daß der Dichter es sehr gründlich zu benutzen pflegte.

„Über nein“, meinte der Besucher verblüfft, „Sie benugen also das Reimlexikon? Ich habe gedacht, daß Sie kleine Couplettdichter zu solchen Mitteln greifen.“

Doch Francois Coppel, der in reichem Maße den Reiz der Bescheidenheit befaß, antwortete lächelnd: „Nun, auch ich bin doch nur ein Coupletmacher, ein armerlicher Verschwender, dem bisweilen die Reime fehlen. Dann schlage ich mein kostbares Reimlexikon auf und finde dann den Reim, der sich wieder meine Einbildungskraft gestrichelt hat. Das ist das ganze Geheimnis meines Berufes.“

„Und lachend fügte er hinzu: „Vertrathen Sie nur den Reim, den ich Ihnen nicht ... Sie glauben am Ende, ein Reimlexikon genügt, um Dichter zu werden.“

Der große Kampf.

Zwei fromme und gerechte Männer beschloßen eines Tages, gegen die Ungerechten und Geueler einen Feldzug zu eröffnen.

Zu diesem Zwecke verbreiteten sie zunächst in allen Ländern der Erde eine Flugschrift, in der sie jeden Gleichgesinnten aufforderten, mit ihnen berein den großen Kampf auszufechten. Die Parole lautete: „Nieder mit den Ungerechten, Tod und Verderben den Geuelern!“

Die Wirkung der Flugschrift übertraf alle Erwartungen. Täglich liefen ungezählte Unterschriften ein, und als die Listen endlich geschlossen wurden, da zeigte es sich, daß die ganze Menschheit der Aufforderung der beiden Männer nachgegeben war. Also endete der große Kampf.

Er hat Recht.



Fricour: Recht laßt, kolossal laßt! Herr: Weiß, weiß, bin sogar so geboren!

Entgegenkommen.

Eine Tuchfabrik empfing einen Brief von einem Kunden, worin er sich beklagte, daß die letzte Sendung voller Motten gewesen wäre. Umgehend erhielt er folgenden Bescheid: „Bei Durchsicht Ihrer Order finden wir, daß Sie inhaltlich keine Motten bestellt haben. Es liegt unfererseits ein Irrthum vor, den Sie gütigst entschuldigen wollen. Die nicht bestellten Motten nehmen wir anhandlos zurück und bitten, dieselben uns auf unre Kosten zu retourniren. Hochachtungsvoll ufm.“

Zurückgegeben.



Junger Gärtner: Du freih, wenn ich mein Vater hätte studiren lassen, wäre aus mir was ganz Großes geworden. Zweiter Lehrer: Nu, e Kindheit is doch was ganz Großes. Gärtner: Nu fragt sich's bloß noch, meinst du mich oder dich selber.

Andere Auffassung.



„Sauter“, hat der Quaderbauer zu mir g'gagt. 'Verthalt hab' i g'moant, er will mit beled'n'n; aba jetzt, wo i mei' Brachluf anhaung, woach i, daß se sch' so mehr a Tob war!“

In der Hitze.

Bei einem „Jour“ wird die Frage aufgeworfen, ob ein Maler in stande sei, ein Portrait aus dem Gedächtniß vollkommen naturgetreu wiederzugeben. Da die Tochter des Hausbesizers des bezweifelt, springt ein junger Porträtist, der an der Disziplin theilgenommen, auf und erklärt: „Nun, ich bin fräulein, ich verführe Sie — denn ich Sie bloß zwei Minuten anschau, hab' ich genug!“